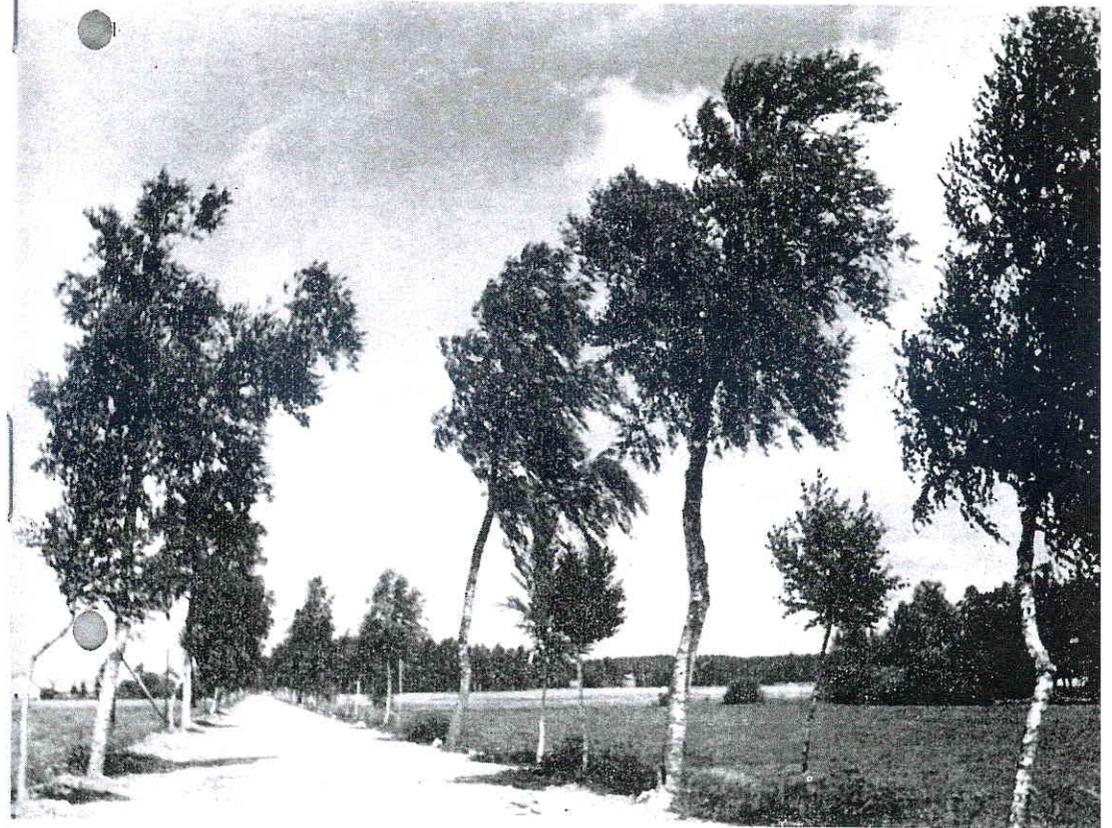


# HERMANN SUDERMANN



Zum 100. Geburtstag am 30. September 1957

Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung „Kultur“

#### DIE NACHFOLGENDEN BLÄTTER ENTHALTEN:

- Hermann Sudermann      Eine Würdigung von Paul Fechter
- Aus dem Leben des Dichters      Eine Darstellung von Paul Brock mit Auszügen aus den Werken Sudermanns
- „An die Heimat“      Hermann Sudermann

Die in diesem Arbeitsbrief enthaltenen Auszüge aus dem Schaffen Hermann Sudermanns sind seinen Werken

„Das Bilderbuch meiner Jugend“,

„Miks Rumbullis“ und „Die Reise nach Tilsit“ } (beide in „Litauische Geschichten“)

entnommen.

Alle genannten Werke sind im Verlag des J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Nachf. GmbH., erschienen. Zum 100. Geburtstag des Dichters hat der Verlag einen Gedenkbänd *Heimat im Osten* mit Auszügen aus des Dichters Werk, vielen Bildern, aus Ostpreußen und Gemälden ostpreußischer Meister herausgegeben.

#### BILDNACHWEIS

Das Bildnis von Hermann Sudermann (Seite 4) nach einem Litho von Hans Fechner, 1896, wurde freundlicherweise vom Archiv für Kunst und Geschichte in Berlin-Nikolassee zur Verfügung gestellt.

Die Fotoaufnahmen: Umschlagbild „Birkenchaussee bei Heydekrug“, Seite 13 „Memelländisches Gehöft“ und Seite 18 „Memelländische Landschaft bei Heydekrug“ sind im Fotoarchiv der Landsmannschaft Ostpreußen enthalten.

PAUL FECHTER

## HERMANN SUDERMANN

Er ist die tragischste und die Gestalt unter den Dichtern des Ostens, die trotzdem die Zukunft für sich hat. Der Zufall der Geburt stellte ihn in die Generation des Naturalismus, ließ sein Werk fast gleichzeitig mit dem Gerhart Hauptmanns auf den Plan treten, so daß Kritik und Publikum ihn ohne weiteres ebenfalls mit den Maßstäben des naturalistischen Dramas maßen, obwohl Sudermann aus einer ganz anderen Welt herkam und in eine ganz andere Welt gehörte. Er war ein geborener Dramatiker; das neuere deutsche Theater hat keinen zweiten von solcher Kraft und gleichem hinreißenden Temperament der Szene besessen: er war zugleich wie sein engerer Landsmann Lovis Corinth, der auch aus der Gegend des Kurischen Haffs herstammte, ein Mann der Unwirklichkeit, die zu üben, nach Corinth's schönem Wort, die schwerste und wesentlichste Aufgabe ist. Hermann Sudermann ging in die Bereiche der Berliner Höfe und Hinterhäuser, der Salons und der ländlichen Güter: seine Welt aber blieb eine Welt der Phantasie, des Traumhaften, lebte aus seinen Vorstellungen, nicht aus der Exaktheit des Positivismus, wie sie der Naturalismus anstrebte. Seine Gestalten lebten aus seinem Blut, nicht aus der umgrenzten Wirklichkeit: sie standen in einer Umwelt, die erfüllt war von den Wünschen und der Sehnsucht, den Träumen und Leidenschaften eines Menschen, der weder mit Arno Holz noch mit Gerhart Hauptmann, ja nicht einmal mit den ebenfalls nur halb wirklichen Lebensstimmungen seines westpreußischen Nachbarn Max Halbe etwas zu schaffen hatte.

Der einzige wirkliche Ahnherr in der Dichtung, den Hermann Sudermann hatte, der einzige, dessen Welt an seine Welt grenzte, war kein geringerer als Honoré Balzac, der Mann, der sein Leben lang vergeblich um den Ausgleich zwischen Phantasie und Realität rang, über dessen realistischsten Erzählungen der gleiche Rausch des Blutes, des Instinkts für die unheimliche, hinreißende Dramatik des Lebens schwingt, wie sie das Werk Hermann Sudermanns erfüllt. Balzac gestaltet Paris und das Treiben seiner Traumgestalten, unwirklich, phantastisch, alle Grenzen der Realität sprengend — wie die des Ostpreußen. Der Katzensteg Sudermanns ist durchpulst von demselben heißen Blut, wie die Visionen Balzacs, und seine Dramen sind es ebenfalls. Es wird die Aufgabe des deutschen Theaters der Zukunft sein, dieses von den Zeitgenossen kurzzeitig verkannte Werk auf der Bühne in diese seine eigentliche Atmosphäre zu heben und ihm damit endlich die ihm gemäße Wirklichkeit des Unwirklichen zu geben. Was dabei an Erlebnis und bisher ungeahnter Gestaltung sichtbar werden wird, hat Jürgen Fehling als erster gezeigt, als er mitten im Kriege im Berliner Staatstheater Sudermanns „Johannisfeuer“ inszenierte. Da stand zum ersten-



HERMANN SUDERMANN

mal die großartige hinreißende Welt des ostpreußischen Balzac auf der Szene, eine Welt, geboren aus Vision und gespenstischer Unwirklichkeit, vor der die Gestalten der Realität durchsichtig, traumhaft, Figuren aus dem seelischen Bereich eines großen, um sich selbst nicht wissenden Dichters wurden.

Die Wirkung dieser Aufführung war um so hinreißender, als sie in ihrer Gesamtanlage Wege zeigte, auf denen auch das übrige Werk Hermann Sudermanns zu der gleichen, ihm so lange verwehrt Wirklichkeit gebracht werden kann. Man griff damals unwillkürlich nach den vielen verfemten Dramen, vor allem der späteren Zeit — und sah die gleichen phantastischen Möglichkeiten sich auftun, erlebte schon im Lesen dieselbe Befreiung der eigentlichen Kraft des Ostpreußen, die so lange von den Vorstellungen des alten Theaters überdeckt geblieben war. Hermann Sudermann hat schwer unter dem mitleidlosen Kampf gelitten, den die Berliner Kritik seit 1900 etwa gegen ihn führte; er hat schließlich den Widerstand aufgegeben und ist zum Erzählen seiner Anfänge zurückgekehrt. Das Schicksal gewährte ihm die Genugtuung, daß gleich das erste in der Reihe dieser neuen epischen Werke sein schönster und reinsten dichterischer Erfolg wurde, die „Litauischen Geschichten“. Der mehr als Fünfzigjährige kehrte mit diesem Buch wieder in die heimatliche Einsamkeit um die Mündungen der Memel ein, in das Land um Heydekrug, in dem einst seine Wiege gestanden hatte. Er erzählte von den Menschen dieses Landes und riß den Leser mit sich fort, weil er auch hier wieder von sich erzählte, seine Seele auftat und von ihrer Sehnsucht und ihrer Kraft des Gefühls, von ihren Visionen, Bildern und Vorstellungen in den Abbildern der heimatlichen Umwelt berichtete. Er hat bestimmt keinen Augenblick an Honoré de Balzac und sein Werk gedacht: unter seinen Händen entstanden Gebilde, die in ihrem großartigen Ineinander von Sehnsucht, Traum und tiefsten Wissen um die Geheimnisse des Menschseins ihren Platz ebenso unmittelbar neben dem Werk des großen Franzosen haben wie eine zu Unrecht immer noch mit falschen Augen gesehene dramatische Dichtung.

Mit freundlicher Genehmigung des Akademischen Gemeinschaftsverlages Salzburg entnommen aus „Wir Ostpreußen“ in der Reihe „Heimat im Herzen“.

*Einer der Großen und Berufenen, von deren Dasein und Wirken so starke geistige Impulse ausgingen, daß sie das geistige Leben in Deutschland in der Zeit um die Jahrhundertwende formten, ihm Maß und Gesicht gaben, das bis in die heutigen Tage wirksam und im wesentlichen gültig geblieben ist, wurde vor hundert Jahren (am 30. 9. 1857) in Matzicken, im Kreise Heydekrug, geboren.*

## HERMANN SUDERMANN

*Wenn wir, die Ostpreußische Landsmannschaft, in diesem Jubiläumsjahr des Dichters besonders und in stärkster Intensität gedenken, bewegen uns dazu Dank und Anliegen zugleich.*

*Dank gebührt ihm dafür, daß er als erster ostpreußischer Schriftsteller und Dramatiker von hohem Rang die Stoffe für seine Romane und Bühnenwerke aus der ostpreußischen Landschaft schöpfte, und daß er das Wesen, die Mentalität und geistige Struktur des ostpreußischen Menschen gültig gestaltete und sie in einer so faszinierenden Art lebendig machte, daß die Wirkung davon nicht nur ganz Deutschland ergriff, sondern auch über Deutschlands Grenzen hinaus zu spüren war. Die Bereicherung der deutschen Literatur aus dem ostpreußischen Raum hat damit ihren Anfang genommen, denn Jüngere sind seinem Beispiel gefolgt, zum Beispiel Ernst Wiechert. Um Agnes Miegel zu zitieren: Sudermann hat den Ostpreußen erst für die Literatur entdeckt. — Auf alle Fälle nahm eine schöpferische Epoche mit Hermann Sudermann ihren beeindruckenden und gestaltenden Verlauf.*

*Es wäre müßig, seinen Ruhm preisen zu wollen, der ist gefestigt, und sein Werk spricht für ihn. Wer seine Romane und Novellen, seine Dramen nicht kennt, wird sich doch der beiden Filme „Heimat“ und „Die Reise nach Tilsit“ erinnern: Bei der Verfilmung der „Reise nach Tilsit“ dürfte die erste, die Stummfilmfassung, die eindrucksvollere gewesen sein.*

*Unser Anliegen aber ist, daß es in diesem Jubiläumsjahr der ostpreußisch-deutschen Literatur möglich werden sollte, allen ostpreußischen Dichtern, insbesondere den Lebenden, die, einst noch in der Heimat wirkend, das Erbe Sudermanns übernahmen und darin fortwirkten, aufs neue Geltung und Gehör zu verschaffen.*

*Von dem Ort und den Umständen seiner Geburt, und wie der kleine Hermann Sudermann zuerst mit dem gedruckten Wort und der „Dichtung“ in Berührung kam, möge er selbst erzählen. Er tut es in dem Roman „Das Bilderbuch meines Lebens“ in anschaulicher Weise:*

„Der Vorderwald und der Hinterwald und dazwischen ein Gutshof, tief eingebettet in grünes Geheimnis.

Auf diesem Gutshof kam ich zur Welt. Doch nicht etwa im Herrenhause. So hoch verstiegen sich meines Lebens Sterne nicht. Gleich links am Torweg lag eine Brauerei — kein Fabrikpalast mit Mälzereitürmen und Dampfmaschinenbetrieb, mit kupferner Phantastik und eisstarrenden Wölbungen — o nein, ein dürftiger Feldsteinbau, durch nichts für seinen Beruf gebildet als vielleicht eine hölzerne Lukenreihe, durch die an manchen Tagen, in Dampfwolken gekleidet, ein Würzgeruch in die Weite zog.

Nach vorne hin angebaut waren zwei Stuben. Die Vorder- und die Hinterstube. Und in eben dieser Hinterstube kam ich zur Welt. In ihr verdröselte ich die Tage des ersten Traumes.

Und dann waren vor der Tür drei Birkenbäume. Zwischen diesen Bäumen gab es Rasenbänke. Warum, weiß ich nicht. Zum Sitzen dienten sie keineswegs, denn da waren auch noch, von meiner Mutter Hand gezimmert, Holzbänke und Tische davor, um einkehrenden Ausflüglern, die sich eines Labelrunkes bedürftig fühlten, willkommenen Ruheplatz zu bieten. Sie kamen zwar nie, diese Ausflügler, aber sie hätten doch kommen können, und eine Konzession für das Gastwirtschaftsgewerbe war auch nicht da, aber, ‚der Mensch hofft‘, sagte meine Mutter.

Zwischen jenen Rasenbänken lag mein erstes Reich. Nach vorne hin begrenzt durch den großen Weg, den ich beileibe nicht betreten durfte, denn auf ihm fuhren die bösen Leiterwagen, von deren Rädern man zermalmt sein konnte, ehe man es ahnte. Zur linken Seite begrenzt durch ein tiefliegendes Bachgerinnsel, das natürlich nicht minder gefährlich war, zumal ein krauses Gewirr verwilderter Himbeerbüsche es tückisch verbarg.

Und jenseits des Baches begann der herrschaftliche Garten, die erste Sehnsucht, das früheste Wunder meines Lebens. Denn keine Herrlichkeit der Erde ließ sich denken, die dort nicht zu finden war. Nicht bloß die Äpfel, auch die Äpfel k u c h e n wuchsen darin wild, und was man an Blumen mit nach Hause tragen konnte, wenn man von Mama zur nachbarlichen Kaffeervisite mitgenommen war, sah man durch Monate nicht in der blauen Vase auf dem Sofatisch prunken. Da war auch die Geißblattlaube und die Sonnenuhr, von der ich in „Frau Sorge“ erzählt habe. Und eine Balkontreppe war da. Von deren Höhe schaute man hernieder wie der liebe Gott aus dem Abendrot.

Hatte beim Heimweg die Giltertür sich hinter uns zugetan, dann war der Garten für lange Zeiten ein versunkener Garten, in dessen unbetretbaren Gebieten nur die Träume sich heimisch fühlen durften. Er wurde kahl und schneite ein und taute auf und grünte wieder, und immer blieb er das gleiche Zauberland.

Inzwischen nahm die Eroberung der übrigen Erde ihren Anfang. Sie beschränkte sich fürs erste auf die Gegenden, die jenseits des Torwegs bis zum Waldrande endlos sich erstreckten. Da gab es Entdeckungen und Erlebnisse in immer sich erneuernder Fülle, haushohe Pilze mit flammenroten Dächern, Königskerzen und Schierlingsstauden, die bis zum Himmel wuchsen, zwei Ameisenhaufen, so groß wie der Eiskeller, der im Walddunkel verborgen schlief, und der nur an der Hand des Vaters besucht werden durfte.

Diese Hand, knorrig, klammernd, von der Arbeit zu Eisen gehärtet, diese allmächtige Führerin, vor der die Welt sich neigte, vor der die Nähe schwand und die Ferne sich entschleierte, sie ist das erste und älteste, was ich von meinem Vater weiß.

Anfangs kam sie ganz von oben herab, und wenn man sie gefaßt hielt, mußte man den Arm nicht unbeträchtlich in die Höhe recken. Allgemach aber senkte sie sich tiefer, das Armgelenk tat nicht mehr weh, und man vermochte auszuschreiten, ohne daß man sich gezerrt und gezogen fühlte. Zu dieser Hand gehörte ein Mann, der unermeßlich groß und schon immer sehr alt war.

Mein Vater war wohl schon damals der stille Mann, als der er durch meine Jugend geht, denn er stammte von stillen Leuten, in deren Herzen und Häusern das Lachen verpönt war. Aber der Gottesanteil an Freude, der jedem Menschenkinde beschert ist, läßt sich ja nicht zum Schweigen bringen, zumal, wenn das Glück selber dazu die

Musik macht. Und so mag wohl in jenen Jahren auch durch mein Elternhaus manch Lachen erklingen sein, und manch zweistimmiger Abendgesang mag mich und die Brüder in Schlaf gewiegt haben.

Vom fünften Jahr ab wurde gelernt. Die Fibel bereitete wenig Schwierigkeiten, und bald waren die Lesestückchen erreicht, die sich den Probesätzen angliederten. Das Schreiben erwies sich als weniger mühelos, und die Schiefertafel krachte unter dem zersplitternden Griffel.

Aber Mama ermahnte: „Sei fleißig, mein Jungchen, wenn du gut lesen und schreiben kannst, bekommst du zum Geburtstag den Kinderfreund.“ Und dieser Kinderfreund mußte etwas sehr Herrliches sein, denn sonst hätte Mama nicht immer von neuem auf ihn verwiesen. Die Verkörperung aller irdischen Lust und aller irdischen Weisheit mußte er sein, da sein Besitz so harte Prüfungen verlangte. Und immer wieder erging die Frage: „Mamachen, bin ich so weit? Bin ich so weit?“

Da geschah es an einem rotdunstigen Abend, gegen Mitte September, daß meine Mutter, vom Markte aus Heydekrug heimkehrend, mit vieldeutigem Lächeln ein Buch vor mich hinlegte, das nicht viel dünner schien als die Bibel, und das augenscheinlich für mich bestimmt war.

Sie küßte mich und sagte: „Da ist er.“

In dieser Nacht habe ich nicht viel geschlafen, und da der Morgen immer noch auf sich warten ließ, so wagte ich es, leise aufzustehen, den Leuchter vom Tisch zu holen und das Talglicht in Brand zu setzen.

Niemals hat einem Backfisch ein verbotener Roman größere Erregung gebracht.“

*Das Mutter-Sohn-Verhältnis, das für die Entwicklung Sudermanns so wichtig war, hat ein Freund Sudermanns, Hugo Scheu aus Adl. Heydekrug einmal geschildert:*

„Sudermanns Mutter war am 6. Februar 1826 geboren. Sie war eine kleine, runde Frau, mit dunklen Augen und lebhaftem Gesichtsausdruck. In ihrer Jugend mag sie hübsch gewesen sein, jedenfalls hatte sie ein sympathisches Gesicht, in dem sich Klugheit und Herzengüte ausprägten. Als ich sie kennenlernte, war sie etwa 65 Jahre alt, hatte aber nur wenig ergrautes Haar und bis zu ihrem Lebensende ein glattes Gesicht mit roten Bäckchen. Wenn sie im allgemeinen auch einfach angezogen war, so doch immer sauber und wie eine Frau aus dem Mittelstande. Sie stand zeitig auf und zog sich dann fertig an; niemals habe ich sie im Morgenkleide und unfrisier angetroffen; sorgfältig kämmte sie stets ihr etwas gewelltes Haar.

In den Lebensabrisse Sudermanns, die die Zeitungen nach seinem Tode brachten, ist sie öfter erwähnt, und irgendwo las ich, daß sie eine einfache Frau aus dem Volke gewesen sei. Das ist nicht der Fall; unter ihren Vorfahren waren Ärzte und Pfarrer. Sie hatte eine Schulbildung, wie sie in der damaligen Zeit — Anfang des 19. Jahrhunderts — Töchter des besseren Mittelstandes ins Leben mitbekamen.

Ihre Briefe, von denen ich eine ganze Anzahl besitze und noch mehr gelesen habe, waren in flüssigem Stil einer gebildeten Frau mit einer bis ins höchste Alter gleichmäßigen schönen Handschrift geschrieben, welche merkwürdigerweise sehr ähnlich der ihres Sohnes war. Meine einzige Tochter Ellen hatte sich sehr an diese liebe Frau angeschlossen und in ihr eine mütterliche Freundin gefunden.

Auch gestand mir Frau Sudermann, sie habe in ihrer Jugend Gedichte gemacht. Als junge Frau hatte sie sich ein Liederheft angelegt und es selber gleich vollgedichtet. Lachen und Gesang erfüllten damals noch das Haus. Dazu wusch und schneiderte sie, polierte und zimmerte; sie putzte und plättete immerzu, und das Licht an ihrem Bette brannte die ganze Nacht, bis es Zeit war, den Mann zu wecken, der sehr früh aufstand, weil ihm die Arbeit in der Brauerei nicht viel Ruhe ließ.“

*Fleiß und Sparsamkeit ermöglichten es, die Anzahlung für den Bau einer eigenen Brauerei in Heydekrug zurückzulegen. Siebenjährig bezog Hermann 1864 mit seinen Eltern das neue Heim, eine winzige Lehmhütte neben der Brauerei. Aber das Glück zog nicht mit. Frau Sorge zog ein und hob fünfundzwanzig Jahre nicht mehr ihren grauen Schleier und der Vater wurde vergrämt und verbittert bis zur Verzweilung. Rückblickend sprach einmal der Dichter von dem tiefgreifenden Einfluß, den die ersten Schuljahre in Heydekrug auf seine geistige Entwicklung nahmen:*

„In ihnen habe ich die Leidenschaftlichkeit kennengelernt, mit der man eine Überzeugung pflegen und gegen alle Widerstände durchsetzen kann.“

„Zu derselben Zeit“ — berichtet Sudermann später — „stieg mir die Morgenröte der Lyrik auf. Wohl standen im Kinderfreund Gedichte, doch besinne ich mich nicht, daß sie irgendwie Eindruck auf mich gemacht hätten. Und auch das Liederheft, das meine Mutter sich angelegt und lieber gleich selber vollgedichtet hatte, blieb mir verschlossen, aber . . . — da gab es einen lahmen Schneider Held, der wohnte am Ausgange des Waldes — gleich wenn man die nach Rußland führende Landstraße betrat — in einer braunen, verfallenen Lehmhütte, und seine Tochter Jette war Kindermädchen bei uns. So konnte es nicht fehlen, daß ich bisweilen an die Hand genommen wurde, wenn Jette ihre Eltern besuchte.

Es roch sehr muffig in dem niedrigen Raume, in dem zwischen Webstuhl und Himmelbett nur ein schmaler Gang zum Wohnen übrig blieb. Dieser Gang führte auf ein erblindetes Fenster zu. Auf dem Fensterbrett stand ein Strickkorb. Und in dem Strickkorb lag zu unterst ein Heft, kaum größer als eine Männerfaust, in jenem Löschpapier, aus dem die alten Chroniken bestehen. Dies war das „Arienheft“, das ich nicht müde wurde, mir vorlesen zu lassen. Da war der „tapfere Lagienko“ mit der Polenmütze, und den Mann, dessen schier dreißig Jahre alter Mantel manchen Sturm erlebt hatte, sehe ich noch heute lebendig vor mir. Nie im Leben haben Verse tiefer auf mich gewirkt. Schicksale, verderbenschwanger und unendliches Mitleid herausfordernd, witterten daraus empor.“

*In der Schilderung seiner Kindheit und Jugend berichtet uns Hermann Sudermann dann, wie sich ihm weiter und weiter die Heimat öffnete. Voller Rätsel und Wunder war diese seine Welt. Hören wir, wie er Wald, Heide und den großen Strom, Sommer und Winter als kleiner Junge erlebt und uns so bezwingend die Herrlichkeit der Heimat schildert:*

„Inzwischen erweiterte ich die Grenzen meines eigentlichen Reiches.

Jenseits des Waldes, der bald durchschritten war, erstreckte sich die Heide, in der Ferne von Wäldern umsäumt überall. Sich auf ihr herumzutreiben, war verboten, denn da gab es kein Merkmal, das Richtung und Rückweg sicherstellte. Und war man einmal ins Laufen gekommen, so lief man kreuz und quer und immer verkehrt.

Und zu erleben gab es dort mehr als irgendwo in der Welt. Nirgends wölbte sich der hohe Himmel glockenhafter über die Erde, nirgends trieben die Wolken an ihm ein krauseres Spiel. Nirgends sandte die Sonne wohllichere Gluten, nirgends ging sie in einem bunteren Bette zur Nachtruhe.

Im Heidekraut liegen und in den Himmel starren — was konnte es Schöneres geben auf dieser Welt — wenn die Lerchen aus unsichtbaren Höhen ihr Triumphlied herniederschickten und die Hummeln ringsum den Brummbaß geigten? Wenn die Halme, die rings um die Stirne spielten, zu Palmenstämmen wuchsen und das an ihnen kletternde Getier zu Riesenvögeln und Drachen? Wenn die Lichtstrahlen, die um die Graskanten strichen, ein grün-rot-goldenes Feuerwerk entzündeten und aus jedem Sandkorn eine Flamme brach? —

Und war man der Ruhe satt, dann gab es des Wanderns kein Ende. Bis zu jenem Birkengebüsch nur — dann weiter noch bis zu dem Fichtenhügel. Dort mußte irgend etwas ganz Merkwürdiges sein, ein Krähenest oder ein Fuchsloch. Und immer noch weiter, bis die ferne Waldmauer drohend heranwuchs und man nicht mehr wußte: war es der Heimatwald oder ein anderer?

Von allen Rätselfragen, die mich umgaben, habe ich das dunkelste, das am heißesten umworbene, noch gar nicht genannt. Das war der Hinterwald.

Ihn nur von nahe zu sehen, an seinem Rande schüchtern entlangzustreifen, wurde allmählich die heimliche Sehnsucht des Einschlafens, der Traum des Halbwachseins, wurde der Wunsch aller Wünsche.

Und eines Julinachmittags, als die Eltern fortgefahren waren, nachdem sie mir wie immer das Gelübde abgenommen hatten, dem Schutze der heimischen Rasenbänke nicht zu entweichen, ergab ich mich ihm.

O, nicht wie Hans, der das Fürchten lernen wollte, zog ich aus, denn, um die Wahrheit zu sagen, ich fürchtete mich sehr. Schon vor dem Truthahn, obwohl er noch nie einen Menschen gebissen hatte, schon vor den Hunden, obwohl sie doch fest an den Ketten lagen. Und dann gar kam der Bulle. O Gott, der Bulle! Dicht am Wege stand er und glupte mich an. Aber ich hätte eher den Tod erlitten, als daß ich umgekehrt wäre. In einem Bogen der Ehrerbietung umkreiste ich ihn, und er hielt es nicht der Mühe für wert, mich zu spießen.

Dann folgte der Roßgarten, der glatt durchquert werden mußte. Doch die Hengste beachteten mich nicht, nur die Jährlinge kamen und beschnupperten mich, und daß die einem kleinen Jungen nichts tun, das wußte ich lange. Der Eber war überhaupt nicht zu sehen, und über die Wassergräben hatte man Bohlen gelegt, um mir den Weg zu erleichtern.

So stand ich plötzlich vor dem Hinterwalde. Nun hätte ich umkehren müssen, denn mein Ziel war ja erreicht. Aber der Hinterwald sah weit, weit schöner aus als andere Wälder, und der Wind, der in den Laubkronen wühlte, rief mir zu: Wer ein tüchtiger Kerl werden will, der fürchtet sich nicht.

Und während der Herzschlag mir zum Halse stieg, betrat ich, Schritt auf Schritt abmessend, den Rasenweg, der in die dunklen Höhlungen führte.

Kein Wolf ließ sich sehen, keine Schlange ringelte sich mir entgegen. Nur Mäuse glitten raschelnd durch dürres Kraut.

Und dann wurde die Stille so tief, daß sie zu reden schien. Nur der Hall der eigenen Schritte hinderte, daß man sie hörte. Am Wege blühten fremde Blumen, und fremdes Buschwerk säumte meinen Weg.

Das freilich war ein anderer Wald, als sonst wohl Wälder sind. Silberbehaarte, grünmoosige Säulen, wie ich sie nie gesehen hatte, hoben sich weit und breit, die steil ansteigenden Äste zu undurchdringlicher Wirrnisse verschlingend.

Ich weiß nicht, ob es vielleicht gar Buchen waren, die dort wuchsen, oder ob mein Erinnern das Erlebte mit späteren Bildern durcheinanderwirrt — ich kann es auch nie mehr nachprüfen, denn bis auf wenige kümmerliche Unterholzreste ist seit langem alles niedergeschlagen — aber ein Wunderwald muß es gewesen sein, wie er bei uns dort oben nirgendwo zu finden ist. Sonst hätte der Eindruck des Niegeschauten, des Heiligen und Hallenhaften nicht so in mir haben festwurzeln können, sonst würde der Schauer der Andacht, der mich stets überrieselte, wenn ich jenes Tages gedachte, nicht auch noch in diesem Augenblick durch meine Glieder gehen.

Und rings am Boden sproßte es wie von lauter jungen Palmen — das war das Farnkraut, das ich auch noch nie gesehen hatte. — Und dann wieder kam ein Blumenfeld, das schimmerte bald wie gelber, bald wie violetter Samt, je nachdem der Wind sich hob oder senkte. Das ist eine Waldweizenlichtung gewesen, wie ich erst sechs Jahre später erfuhr, als ich ein großer Botaniker wurde.

Und mit einem Male war ein Fluß da. Wohl kein anderer als der Fluß, der auch im Vorderwald regierte, und doch himmelweit von ihm verschieden. So gleiten die geheimnisvollen Siröme, in deren Wassern die Fee ihr Goldhaar wäscht.

Drüben aber erst war eine Art von Burgwall aufgebaut. Da ragte, von der Nachmittagssonne grell beschienen, eine Mauer von Schnee-Marmor, würde ich gesagt haben, wenn ich von Marmor schon etwas gewußt hätte — und darauf standen drei Reihen von Märchenbäumen mit blütenweißem Gezweig, auf dem wie Paradiesvögel goldgrüne Blättchen sich wiegten. Es waren nur junge Birken, Birken wie die, die mir vorm Auge gestanden hatten, seitdem es fürs Himmelslicht aufgetan worden war. Und doch hatte ich noch nie so Wunderbares geschaut.

Gegen den Ausgang des Winters hin, im Monat März, wenn die erste Schneeschmelze die weiten Wiesen zu einem uferlosen See gewandelt hat, aus dem nur hier und da ein Gehöfl oder eine Baumkronengruppe gleich Inseln herausragt, dann pflegt bei blauendem Frühlingshimmel ein kurzer, milder Frost noch einmal einzusetzen, der um die Mittagsstunde bei Windstille zu widersinniger Wärme wird.

Dann pflegen sich die Wasserflächen noch einmal mit einer leichten Eiskruste zu bedecken, die bei Tage leise abschmilzt und zur Nacht wieder stärker wird. Sie wird gerade stark genug, um einen Schlittschuhläufer zu tragen, und ist so glasklar und durchsichtig, daß man nichts von ihr gewahrt, selbst wenn man dicht über ihr dahinfährt. Im Gegenteil, man sieht nichts weiter wie unter ihr das niedergebogene Gras und die Fischchen, die glitzernd in den Gräben hin und her schießen. Wäre das Klirren und Klirren nicht, mit dem die Schlittschuhe das Eis durchschneiden, man würde des Glaubens sein, erdntbunden durch die Lüfte zu schweben. Und schließlich glaubt man es wirklich. Nie, selbst im Traume nicht, habe ich die Illusion des Fliegens so

ungeschmälert durchkostet wie an jenen sonnenklaren Märznachmittagen, an denen Himmel und Erde in eins zusammenwuchsen und alle Langsamkeit und alle Schwere in lachender Wonne sich löste.

Der große Strom, der sonst ein sagenhaftes Dasein führte, da er wohl eine Meile entfernt war und von Kleinjungenbeinen niemals erreicht werden konnte, lag schon nach zehn Minuten in königlicher Ruhe da — weiße Schollengebirge, an den Rändern von blauleuchtenden Spiegeln übergossen. Auf diesen Spiegeln fuhr man hinaus in die fremde Welt, und das Herz jubelte nahenden Feenländern entgegen.

Und eines kam — sich dehnend zu lichtüberströmter Unendlichkeit. Der Strom wurde breiter und breiter — und plötzlich war er nicht mehr da — hatte sich aufgelöst in unabsehbarem Leuchten und Glitzern. Das Auge ertrank in Fluten des veilchenfarbenen Glanzes, die über breite kristallene Brücken daherströmten. Die Bläue rechts und links, die sich weitab in Nebeln verlor, glich nicht der Bläue des Inneneises, sie war durchmustert von Funken und Blitzen, als habe sie einen Sternenhimmel verschluckt, und dunkle, schmale Bänder zogen sich quer hindurch. Das waren die Schrecken der Schlittengespanne, die offenen Stellen, in die man hineinfuhr wie in den Rachen des Todes.

Umkehren oder weiter hinaus? Nein, weiter hinaus. Trotz Herzklopfen und Todesgefahr. Einen Trunk Unendlichkeit trinken, ein Staubkorn werden wie jener Schlitten, der weit, weit in der Ferne als schwarzes Pünktchen quer über das Haff kroch.

Das Eis erklang, die Risse donnerten, und so flog man hinein in die Lichtwelt. Bis sie anfang, sich purpurn zu färben, bis das Blau sich zu Rosa verklärte und der blasser Märzenmond plötzlich am Himmel stand.

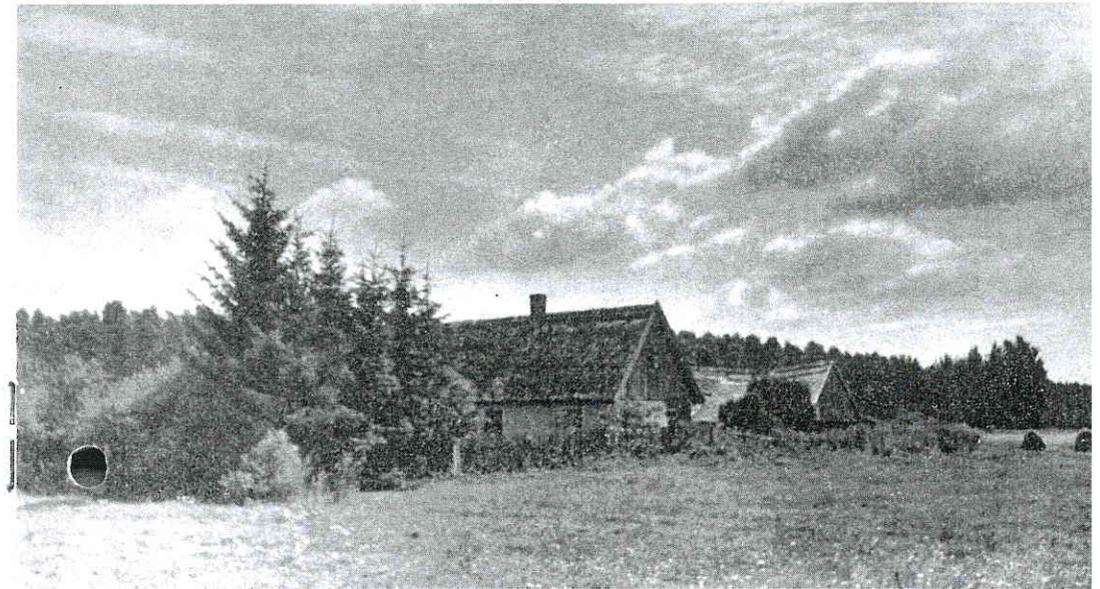
Dann aber dalli zur Umkehr! Der Abendfrost kam, die Kleider dampften, und konnte man noch in leidlicher Dämmerung zurück über den Stromdamm klettern, dann war man heilfroh.

Und dann plötzlich war alles zu Silber geworden. Silbern die Dächer — silbern die Baumkroneninseln — silbern die Bläue des Eises. Selbst das Gras, das verzaubert unter gläserner Decke des Frühlings hartete, war mit Silberfunken besetzt. Aber die Fischchen schliefen.

Und war man am Heimatufer gelandet und stapfte mit steifen Beinen dem Elternhause zu, dann wußte man niemals mehr, wo man recht eigentlich gewesen war. In einem Traumland? Auf einer Himmelswiese? In jenem Märchengarten, dessen goldne Pforte nur Glückskindern sich auftut?"

*Der Zug zur Dichtung, zum Fabulieren, zur schöpferischen Gestaltung war seinem Herzen wohl eingeboren. Alles, was er tat, war — bewußt oder unbewußt — Wegstrecke zu diesem Ziel; auch dem, was ihm scheinbar mißlang, ward von unsichtbaren, segnenden Händen eine Mitteltätigkeit zur Erreichung dieses Zieles zugewiesen.*

*Die materielle Not, mit der seine Eltern zu kämpfen hatten, machte ihm alles schwer. Jeden Wunsch, der in ihm aufleuchtete — Besuch des Gymnasiums, das Studium, Theaterbesuch — empfand er als Wahnsinn. Und doch ging dieser „Wahnsinn“ immer irgendwie in Erfüllung. Wenn der Vater auch grollte, der nicht selten in schlaflosen Nächten verzweifeln wollte an dem Problem, wie er seiner Familie das Notwendigste zum Leben schaffen sollte — er griff immer wieder in die Tasche und steuerte einiges für die Ausbildung des Sohnes bei, weil die liebende und für alles Verständnis zeig-*



*gende Mutter in einer Weise zu bitten und zu überzeugen verstand, daß er nicht nein sagen konnte; den Rest steuerte sie von ihrem „Milchgeld“ bei. Die einzige Kuh, die im Stall stand, trug einen beträchtlichen Anteil daran, daß sich scheinbar unerreichbare Wünsche schließlich doch verwirklichen ließen. Die Mutter fand auch Wege und Mittel, die Herzen der Verwandten aufzuschließen, daß sie sich zur Unterstützung bereit fanden, und später — während seines Studiums in Berlin — fand der junge Sudermann, als seine Neigung zu literarischem Schaffen ihn wie eine Leidenschaft, wie eine Krankheit aniel, für sein Talent aufgeschlossene Freunde, die ihn buchstäblich vor dem Verhungern bewahrten.*

*Was Sudermann selbst darüber erzählt — aus den Tagen, da er Sekundaner war —, ist ausschlußreicher als alles, was ein späterer Chronist sagen könnte:*

*„Der neue Winter kam, und ein neuer Wahnsinn mit ihm. Der Wahnsinn fürs Theater. Vor Jahren habe ich einmal in der Geschichte meines Erstlingswerkes (Frau Sorge) davon erzählt. Ich habe von meiner hoffnungslosen Liebe zu der Tragödin Hermine Claar-Delia erzählt, die als Valentine bei uns gastierte (gemeint ist: beim Stadttheater in Elbing) und von dem heiligen Schwur, ihr mein erstes Bühnenwerk zu weihen.*

*Wenn ich an jene Wintertage zurückdenke und die herzfressenden Nöte, darf ich wohl sagen, daß mein Lebensschicksal damals ins Rollen kam. Aber noch fast zwei Jahrzehnte der Irrungen und Abwegigkeiten bedurfte es, um mich zum Ziele zu führen.*

*Freilich: gelangt man je ans Ziel? Kann das bodenlose Faß, in das eine Jugendphantasie Traum auf Traum und Plan auf Plan hineingießt, selbst durch ein ausgelebtes Leben — und mag es noch so sehr der Arbeit gehört haben — sich vollfüllen lassen?*

Gleichviel, was damals in die Höhe stieg, um dann durch harte Notwendigkeiten geduckt und verschüttet zu werden, war sicherlich ein *Urinstinkt*, der im Tiefsten meines Wesens wurzelte. Mochte das Leben ihn auch tausendmal als Wahnsinn ausrotten und auf den Schulthaufen werfen, er wuchs immer wieder, bis ihm zu folgen eines Tages Beruf und Gesetz war.

Ein Mittel gab es schon damals, dem Drang, der keine Namen hatte und der mich eher ängstigte als beglückte, einigermaßen Luft zu schaffen — der deutsche Aufsatz. Nicht etwa, daß ich ihm mit Freude entgegengesehen hätte, im Gegenteil. Ich war genau so faul wie jeder andere. Aber in der Nacht vor dem Ablieferungstermin überfiel mich regelmäßig eine Art von Raserei. Um zehn gings mürrisch an die Arbeit, um elf war ich mir klar, daß ich sie nie im Leben fertig kriegen würde, gegen Mitternacht kam ich langsam in Zug, um ein Uhr warf ich die Kladde zur Seite und fing gleich an, ins Reine zu schreiben. Um zwei Uhr mußte die Lampe neu aufgefüllt werden, auch erklammten die Finger, weil der Ofen längst kalt war. Aber das tat nichts, denn jetzt heizte ich von innen. Um drei Uhr rannte ich mit brennenden Backen im Zimmer herum und wußte nicht, wie der Menge der Bilder Herr werden, die sich mir aufdrängten. Um vier Uhr hatte ich die vorschriftmäßige Seitenzahl längst überschritten, aber noch war so viel Notwendiges zu sagen, daß ich unmöglich aufhören konnte. Und weil es um fünf Uhr zum Schlafengehen zu spät war, so schrieb ich lieber gleich bis zur Schulzeit.

Diese Schriftstücke trugen mir bei der Rückgabe regelmäßig die Mahnung ein, mich vor Verstiegenheiten zu hüten, die den Sinn fürs praktische Leben nur beeinträchtigen könnten. Aber wenn ich den Schaden besah, fand ich als Zensur ein „Gut“ oder ein „Sehr gut“, und damit gab ich mich gern zufrieden.“

*Noch stärker kommen seine — damals noch als vermessen — empfundenen Wünsche in einem Gespräch zum Ausdruck, das er mit einer jungen Gutsirau führen durfte, die er nur ein einziges — eben dieses Mal sah, und der er sein Herz ausschüttete.*

„Noch nie im Leben sei mir eine Frau so gütig entgegengekommen, sagte ich, und noch nie im Leben hätte ich zu jemanden so viel Vertrauen in mir gefühlt. Ich hätte mir bisher nur nicht erlaubt, ihm Worte zu leihen, und wenn sie es sich gefallen lassen wolle, so möchte ich ihr am liebsten mein ganzes Herz ausschütten.

„Tun Sie das nur“, sagte sie, „ich höre Ihnen gern zu.“

Da zerbrachen in mir die letzten Dämme. Was ich noch nie einem Menschen zu bekennen gewagt hatte, selbst meiner Mutter nicht, daß mußte ich bedingungslos vor dieser Fremden ausschütten, von der ich kaum mehr als einen Schatten sah.

Ein Dichter wollte ich werden, ein Dichter wie Goethe und Schiller. Aber da sich das nicht lernen lasse, so müsse ich irgendein gleichgültiges Brotstudium wählen. Und auch das sei so einfach nicht, denn Geld hätte ich nicht und würde es auch niemals bekommen. Wohl wolle ich mit Freuden hungern, aber um schließlich Lehrer zu werden, wovor ich ein Grauen hätte, lohne sich das ganze menschliche Leben nicht. Als Realschüler stünden mir auch nur die Naturwissenschaften und die neueren Sprachen offen. Zu Naturwissenschaften hätte ich wohl eine unbändige Lust, aber sie würden

mich am Ende von meinem Dichterberufe so weit entfernen, daß ich den Rückweg nicht mehr fände. Und was die neueren Sprachen beträfe, so könnten sie mir gestohlen bleiben, aber sie gäben mir immerhin die Möglichkeit, mich mit den verschiedenen Literaturen zu beschäftigen, was mich der Dichterei wieder etwas näher brächte. Und darauf allein käme es an.

Das alles berichtete ich ihr. So voll von seliger Dankbarkeit war ich, weil ich mich aussprechen durfte. Ein Schweigen entstand.

„Also so werden die Dichter“, sagte sie dann und stand auf.

„Wer sagt Ihnen“, rief ich, „daß ich einer sein werde? Ein Wahnsinn ist es und nicht mehr. Nur ein einziger Trost bleibt mir, daß mir im Leben schon mancher Wahnsinn gelungen ist. Vielleicht wird es auch dieser einmal.“

*Es war ein Ausruf des jungen Abiturienten, aus tiefster Seele, und wir wissen, wie gut ihm „dieser Wahnsinn“ gelungen ist.*

*Nicht viel später zog der junge Sudermann auf der Universität in Königsberg ein, um ein „Brotstudium“ zu beginnen, aber es wurde nicht viel daraus. Als „verbummelter Student“ landete er eines Tages im Elternhaus. Und doch war diese Zeit für ihn nicht unfruchtbar gewesen. In den Nächten hatte er, anstatt zu schlafen, Novellen, Romane und Dramen geschrieben. Eines der Dramen nannte er „Die Tochter des Glücks“. Er schrieb weiter, als er zu Hause wieder in seiner Dachstube saß, von der Verachtung und den feindseligen Blicken des Vaters verfolgt, der über das gänzliche Versagen des Sohnes nicht hinwegkommen konnte.*

*Bestürzend ist eine solche Szene mit dem Vater, die Sudermann in dem „Bilderbuch meiner Jugend“ beschreibt:*

„Ich glaube nicht, daß ich ein angenehmer Hausgenosse war. Mir sollte ein Sohn im Schlafrock zu Tische gekommen sein, aus dessen Seitentaschen rechts und links der Kopf einer jungen Katze hervorsteckte, ich würde ihm, glaube ich, selbigen Tages an die Luft gesetzt haben! Ja, so sah ich mich noch, und ich kann den Schauer wohl verstehen, mit dem mein Vater sich eines Mittags jäh von mir abwandte.

Und eines anderen Mittags erinnere ich mich — da war ich freilich anständig angezogen und trug auch keine junge Katze am Leibe. Wir saßen zu vieren stumm, wie gewöhnlich, um den Eßtisch herum. Mein Vater seufzte und grollte in sich hinein. Und dann erhob sich ein Zank um nichts — um eine überflüssige Serviette — um ein Gericht, das ihm zu üppig schien — was weiß ich? Und er schalt die Mutter und uns alle als die Verderber seines Lebens und schalt sich selbst, daß er anderen das Leben verderbe. Und der Ruin stehe vor der Tür, und betteln gehen müßten wir alle.

„Und da sitzt auch noch der Taugenichts von Sohn, der, anstatt Geld zu verdienen, die Nächte herumbummelt, wenn er nicht unnützes Zeug klier!“

*Was wußte der Vater davon — die Mutter verstand es besser — daß der Taugenichts von Sohn dieses unnütze Zeug klieren mußte, daß es dabei um sein Glück und sein Leben ging?*

Weil er dem inneren Drang nach Wissen nicht widerstehen konnte, und auch, um den bedrückenden Umständen im Elternhause zu entgehen, entschloß er sich, mit geliehenem Geld nach Berlin zu fahren, um sich dort immatrikulieren zu lassen. Er betrat die Universität mit den besten Vorsätzen, aber bald floh er auch hier aus dem Hörsaal, um seiner Leidenschaft, Dramen zu schreiben, weiterhin zu iröhnen. Er schrieb bei Tag und bei Nacht. In einer Schneiderwerkstatt, bei einer Familie, die nach und nach an Tuberkulose einzugehen drohte, fand er notdürftige Unterkunft.

Verzweifelt, hungernd durchstreifte er die Straßen, versuchte seine Manuskripte bei Verlagen unterzubringen, trug seine Dramen den Intendanten der Theater ins Haus, nur — um sie wieder zurückzuerhalten.

Er nahm eine Stelle als Hauslehrer an. Es war das Töchterchen einer Witwe, das er zu unterrichten hatte. Als er eines Tages während des Unterrichts in der Wohnung der „Mama“ ohnmächtig wurde, war es auch damit aus. Die „Mama“ schrieb ihm anderentags, daß sie ihn nicht mehr benötige.

Eines nachts, auf einer Bank im Tiergarten sitzend, hungrig, frierend, mit feuchten Kleidern, kam ihm die Idee zu seiner Novelle „Miks Bumbullis“, die freilich viel später erst geschrieben wurde.

„Es war eines Abends um die Weihnachtszeit, da wurde Miks Bumbullis auf einem seiner Wege zum Walde von einer Frauenperson angerufen, die bis zur Nase eingemummelt auf dem Grabenrande im Schnee saß. Er schrak hoch auf. Er hatte die Stimme gleich erkannt.

„Es ist gut, daß du da bist, Alute Lampsatis“, sagte er. „Ich habe schon immer einmal zu dir kommen wollen.“

„Du hast dir drei Monate Zeit gelassen“, erwiderte sie, „und hätte ich dir nicht aufgelaert, so wären noch drei weitere verstrichen.“

„Das ist wohl möglich“, meinte er. „Was man nicht gern tut, verschiebt man immer wieder.“

„Sagst du mir das ins Gesicht?“ knirschte sie, und ihre Augen blitzten ihn an. „Ich sage, was wahr ist“, erwiderte er.

„Dann will ich dir auch sagen, was wahr ist!“ schrie sie. „Daß du den Hegemeister erschossen hast, daß deine Flinte da, mit der du's getan hast, meine Flinte ist — und daß ich meine Seele dem ewigen Verderben verkauft habe — und Madlynens Seele dazu, die meine Schwestertochter ist und die mir zuliebe schwur, was ich wollte. Das ist die Wahrheit.“ „Und dann ist die Wahrheit“, fuhr er fort, „daß du mir die Flinte in die Hand gegeben hast und zu mir gesagt hast: ‚Mein Seliger hat es schon tun wollen, da hat ihn die Krankheit gehindert. Nun tu du es, sonst hast du keine Ehre im Leibe.‘ Das ist die Wahrheit.“

„Und ferner ist die Wahrheit“, nahm sie ihm die Rede aus dem Munde, „daß ich einen Tag und eine Nacht lang nachgedonnen habe, wie ich dich am besten vor der Leibestrafe bewahren konnte, denn wenn ich einfach ausgesagt hätte: ‚Er ist zu der Zeit bei mir gewesen‘, dann hätte mir keiner geglaubt. Darum hab' ich der Madlyne eingegeben, sie habe dich aus dem Stubenfenster steigen sehen, während ich alles bestritt. Darum habe ich dir zehnmal vorgesprochen, — alles — auch was du zu sagen hast, wenn ich die Schwurfinger erhebe. Denn du bist ja so dumm wie ein Deutscher.“ „Und du bist klug wie der Teufel“, erwiderte er.

„Es ist gut“, sagte sie, in die Runde schauend, „daß uns hier niemand hören kann außer den Krähen, sonst wäre es um uns alle dreie geschehen. Aber man weiß nie, was noch werden kann, wenn sich einer im Zorn vergißt. Darum frage ich dich zum ersten und zum letzten Male: Willst du dein Versprechen halten?“

„Ich weiß von keinem Versprechen“, stöhnte er.

„Natürlich weißt du von keinem Versprechen, aber ich weiß, daß seit zwei Jahren die Menschen mit Fingern nach mir zeigen und daß sich kein Freiwerber mehr bei mir sehen läßt — nicht für mich und auch nicht für die Madlyne, und seit Michaeli treffe ich keinen, der nicht speilzahnig fragt: ‚Weißt du, wer in Wiszellen bei den Kibelkas den Knecht spielt?‘ Darum frage ich dich zum überletzten Male: Wann wirst du einen schicken, der die Heirat zwischen uns in Ordnung bringt?“

Er wand sich wie ein Aal unter dem Messer.

„Laß mir Zeit bis nach Fastnacht“, bat er.

„Jawohl“, höhnte sie, „erst bis nach Fastnacht — und dann bis zum Palmsonntag — und dann immer so weiter. — Aber es soll gut sein. Bis nach Fastnacht werd' ich warten. Schickst du dann keinen, dann weiß ich, woran ich mit dir bin.“

Und es klang noch fast wie ein Schöndank, was er da stammelte. Schon im Gehen, kehrte sie sich noch einmal um und sagte: „Die Leute erzählen sich, daß du das Kind, das bei den Kibelkas in Pflege ist, hältst wie eine Prinzessin. Laß das lieber sein. Deine Seele kaufst du doch nicht los, und der Gendarm wird aufmerksam, wenn er es hört.“

Damit schritt sie von dannen.

Miks Bumbullis war von dem allen zumute, als hätte er mit der Axt eins vor den Kopf bekommen. Er stand erst eine Weile ganz still, dann taumelte er in den Wald hinein. Aber er schoß nichts, und er sah auch nichts. Er dachte bloß immer das eine: „Ich bin bis heute sehr glücklich gewesen und habe es nicht gewußt.“

Dann packte ihn heißes Verlangen, das Kind in der Nähe zu haben. Er sicherte die Flinte und wußte nicht, wie rasch er nach Hause kommen konnte.

Und als er auf seiner kalten Schlafstatt lag und die leisen, kleinen Schritte näher-tappten und das weiche Gesichtchen sich in seinen Arm hineinschob, da war er wieder wie im Himmel. Er fing so bitterlich zu weinen an, wie es ein Mann sonst nur in der Kirche tut. Da weinte auch das Kind und wußte doch gar nicht, warum. Er tröstete sie, und sie streichelte ihn. Und ihm war beinahe, als hätte er es nicht getan.“

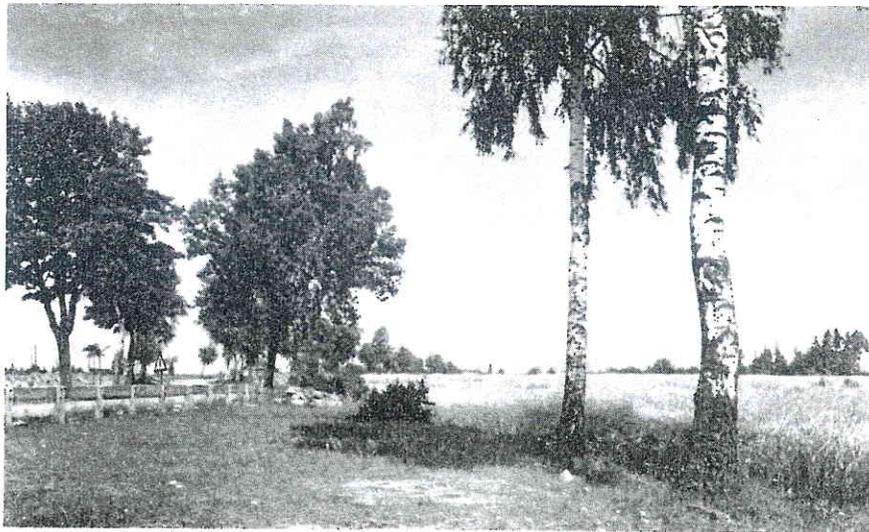
Zwei Dinge waren es, die dem dichterischen Schaffen Sudermanns endlich zum Durchbruch verhelfen. Einmal galt sein glühendes Interesse dem Zeitgeschehen. In diesen Jahren begann sich die soziale Umschichtung deutlich abzuzeichnen. Er machte sich in seinen Werken zum Sprecher der sozialen Kämpfe in ähnlicher Weise wie Björnson und Ibsen. Zum andern war es die Wahl seiner Roman- und Dramenstoffe, die er aus dem Erlebnisbereich seiner Kindheit und Jugend in der ostpreußischen Heimat schöpfte. Vorgänge und Menschenschicksale, die er gesehen und erlebt und die sich ihm stark eingeprägt hatten, spiegeln sich hier wieder. So erschienen in kurzen Abständen Werke, die ihn mit einem Schlage bekannt machten und ihn in die vordersten Reihen stellten. Im Jahre 1887 erschien sein Roman „Frau Sorge“. 1889 wurde sein Drama „Ehre“ uraufgeführt. Der große Erfolg dieses Bühnenwerkes wurde nur noch von dem Drama „Heimat“ erreicht, mit dem er 1893 herauskam. Im gleichen

Jahre wie die „Ehre“ erschien der Roman „Der Katzenleg“. Einen weiten und begeisterten Leserkreis fanden dann die „Litauischen Geschichten“ (1917), deren schönste die „Reise nach Tilsit“ ist.

Wie Sudermann den Stoff zu seinen „Litauischen Geschichten“ fand, erzählt wiederum sein Freund Hugo Scheu:

„... Lange hatte ich von Sudermann nichts gehört, da meldete er sich eines Tages — es war das Jahr 1912 — mit seiner Frau bei mir an. Ich hatte glücklicherweise auch Zeit, und so holte ihn eines Tages mein alter litauischer Kutscher Lukat mit dem riesigen Landauer von Bahnhof Heydekrug ab und brachte ihn nach dem meinem Wohnhaus gegenüberliegenden Hotel Germania, wo der alte, biedere Wirt Bratkus seine berühmten Gäste aufs freundlichste empfing.

Sudermanns Frau hatte ich kennengelernt, als sie noch seine Braut war, eines Tages, als er sie seiner Mutter vorstellen wollte. Er hatte mich abends als einzigen Gast dazu



eingeladen. Die Erwählte, Frau Clara Lauckner, sah sehr gut aus, war heiter, gesprächig und geistvoll. Ich hatte bereits in der Zeitung gelesen, daß sie eine Preisnovelle geschrieben und fürchtete, eine Frau mit hochgeschraubter Bildung kennenzulernen. Um so angenehmer war ich überrascht über die schlichte Natürlichkeit und echte Weiblichkeit ihres Wesens, die ich immer wieder schätzen lernte, weil ich in späteren Jahren so häufig ihr Gast war. Sie gehörte zu den Frauen, welche mit warmer Menschlichkeit das Leben derer teilen, die ihnen das Leben zugeführt hat.

Sudermann nahm grundsätzlich niemals Gastfreundschaft an, das mag den Umstand erklären, weshalb ich ihn im Hotel unterbrachte und nicht bei mir.

Nun war er also gekommen, um sich auf die Niederschrift der „Litauischen Geschichten“ vorzubereiten, und von mir erwartete er, daß ich ihm dabei behilflich war. Ich tat was ich konnte, nahm ihn überall dorthin mit, wo es etwas Besonderes zu sehen und zu hören und zu erleben gab. So brachte ich ihn einmal zu einem wohlhabenden litauischen Fischerwirt, in einem Dorf hinter Ruß zwischen Wiesen und Wasserläufen, der ihm seine Truhen mit den alten Volkstrachten öffnete. Es war ein schöner, warmer Spätsommertag, die Landschaft sah im Scheine der sinkenden Sonne und den bunten Farben des Herbstes in ihrer ganzen Schönheit erregend aus. Ganz besonders interessant war auch eine Fahrt durch das große, noch zum Teil in seinem Urzustand daliegende Augstumaler Moor und durch die neu entstandene Siedlung Bismarck. Da machte ich den Dichter mit dem Moortvogt Groth bekannt, der seit einem Vierteljahrhundert die Kolonie verwaltete und entstehen sah.

Kurz vorher hatte sich hier die Untersuchung in einem Mordprozeß abgespielt, an der ich als Geschworener teilnehmen mußte. Das Schwurgericht in Memel war mit allen Geschworenen herausgekommen. Die Verhandlung fand unter freiem Himmel im Garten eines Kolonisten statt. Rings um den Gartenzaun stand groß und klein versammelt, die ganze Bevölkerung war gekommen um zuzuschauen. Bei der Gelegenheit ließ Sudermann sich erzählen, wie ein Kolonistenpaar in früherer Zeit sich im Moor fast ohne Mittel angesiedelt hatte und sich allmählich ein bescheidenes Dach über dem eigenen Herd erbaute. Daraus entstand „Jons und Erdme“, diese schlichte, aus dem Leben gegriffene Geschichte.

Bei dieser Gelegenheit habe ich erfahren, wie wenige Tatsachen dazu gehören, damit ein dichterischer Geist daraus eine Erzählung formt.

Zu dieser Zeit war Sudermann schon ein sehr reicher Mann. Bemerkenswert ist, daß er nicht säumte, sich seiner Mutter als dankbarer Sohn zu erweisen und sie in rührender Weise zu unterstützen. Er richtete ihr eine geräumige und gut ausgestattete Wohnung ein. Zwei Kusinen wurden als Gesellschafterinnen der Mutter mit unterhalten. Als 1914 der Krieg ausbrach, nahm er die Mutter und die beiden Damen zu sich nach Berlin in den Grunewald, brachte sie dort in einer Pension unter; was aber höher zu veranschlagen ist als die Hilfe durch Geld, sind seine häufigen Besuche und vor allem der rege Briefwechsel mit ihr, den er durch alle die Jahre unterhielt.

Der Tod seiner Frau, vier Jahre vor dem eigenen, machte ihn fassungslos. Ich habe kaum jemals einen Menschen durch einen solchen Schicksalsschlag so vernichtet gesehen. Danach aber kam noch einmal eine kurze Schaffensperiode für ihn, wo er sich von den trüben Erinnerungen befreite und aufs neue den Weg zum Leben suchte, und er glaubte sich beeilen zu müssen, um das an dichterischen Stoffen noch zu verarbeiten, was ihm im Geiste vorschwebte. Einen schönen, unvergeßlichen Nachmittag verlebte ich noch mit ihm in einem kleinen Gasthaus des weltverlorenen Dorfes Kinten, wo das Wasser des Memelstromes sich im breiten Becken des Kurischen Haffes verliert. Dann trennten wir uns; ich ahnte nicht, daß es ein Abschied für immer sein würde.“

*Die Eindringlichkeit und Lebenswahrheit, mit der Sudermann seine Menschen und ihre Einbezogenheit in seine und ihre Welt zu gestalten wußte, kommt am stärksten in der „Reise nach Tilsit“ zum Ausdruck.*

„Der Stein in Indres Brust ist nun ganz leicht geworden; kaum zu fühlen ist er. Aber sie hat Zweifel, ob bei einem solchen Vergnügen, das augenscheinlich für die Deutschen bestimmt ist, auch Litauer zugegen sein dürfen — und dazu noch in ihrer Landestracht.

So fahren sie also in einer Droschke nach Jakobsruh, jenem Lustort, der bekanntlich so schön ist wie nichts auf der Welt. Bäume so hoch und schattengebend wie diese hat Indre noch nie gesehen, auch nicht in Heydekrug und nicht in Memel. Am Haff, wo es nur kurze Weiden gibt und dünne Erlen, könnte man sich von einer solchen Blätterkirche erst recht keinen Begriff machen.

Aber trotz ihrer Freude ist ihr vor dem fremden Orte noch bange genug, denn ringsum sitzen an rotgedeckten Tischen lauter städtische Herrenleute, und als Ansas vorangeht, einen Platz zu suchen, recken alle die Hälse und sehen hinter ihnen her. Es ist, um in die Erde zu sinken.

Ansas dagegen fürchtet sich nicht im mindesten. Er findet auch gleich einen leeren Tisch, wischt mit dem Schnupftuch den Staub von den Stühlen und befiehlt einem feinen deutschen Herrn, ihm und ihr Kaffee und Kuchen zu bringen. Genau so, wie es die anderen machen.

So ein mutiger Mann ist der Ansas. Man fühlt sich gut geborgen bei ihm, und alle die Angst war ein Unsinn.

Nicht weit von ihnen ist eine kleine Halle aufgebaut mit dünnen Eisenständern und einem runden Dachchen darauf. Die füllt sich mit hellblauen Soldaten! O Gott, so viele und blanke Soldaten! Während es doch sonst nur drei oder vier schmutzige Vagabunden sind, die Musik machen.

Zuerst kommt ein Stück, das heißt „Der Rosenwalzer“. So steht auf feinem Blatt zu lesen, das Ansas von dem Kassierer gekauft hat. Wie das gespielt wird, ist es, als flöge man gleich in den Himmel. Dicht vor den Musikern haben sich zwei Kinderchen gegeneilig um den Leib gefaßt und drehen sich im Tanz. Da möchte man gleich mittanzen. Und hat sich doch vor einer Stunde noch in Todesnöten gewunden.

Wie das Stück zu Ende ist, klatschen alle, und auch die Indre klatscht. Rings wird es still, und die Kaffeetassen klappern.

Ansas sitzt da und rührt sich nicht. Wie sie ihn etwas fragen will — so gut ist sie schon wieder mit ihm — da macht er ihr ein heimliches Zeichen nach links hin: sie soll horchen.

Am Nebentisch sprechen ein Herr und eine Dame von ihr.

„Wenn eine Litauerin hübsch ist, ist sie viel hübscher als wir deutschen Frauen“, sagt die Dame.

Und der Herr sagt: „In ihrer blassen Lieblichkeit sieht sie aus wie eine Madonna von — — —.“

Und nun kommt ein Name, den sie nicht versteht. Auch was das ist: „Madonna“, weiß sie nicht. Für ihr Leben gern hätte sie den Ansas gefragt, der alles weiß, aber sie schämt sich.

Da fängt sie einen Blick des Ansas auf, mit dem er gleichsam zu ihr in die Höhe schaut, und nun weiß sie, was sie schon im Laden geahnt hat: er ist stolz auf sie, und sie braucht nie mehr Angst zu haben.

Dann hört die Pause auf, und es kommt ein neues Stück. Das heißt „Zar und Zimmermann“.

Dann kommt ein drittes Stück, das wenig hübsch ist und bloß den Kopf müde macht. Das hat sich ein gewisser Beethoven ausgedacht.

Aber dann kommt etwas! Daß es so was Schönes auf Erden gibt, hat man selbst im Traum nicht für möglich gehalten. Es heißt: „Die Post im Walde.“ Ein Trompeter ist vorher weggegangen und spielt die Melodie ganz leise und sehnsüchtig von weit, weit her, während die andern ihn ebenso leise begleiten. Man bleibt gar nicht Mensch, wenn man das hört! Und weil die Fremden, die Deutschen, ringsum nicht sehen dürfen, wie sie sich hat, springt sie rasch auf und eilt durch den Haufen, der die Kapelle umgibt, und an vielen Tischen vorbei dorthin, wo es einsam ist und wo hinter den Bäumen noch leere Bänke stehen.

Dort setzt sie sich hin, schiebt das neue Kopftuch aus den Augen, damit es nicht naß wird, und weint, und weint sich all die — ach, all die ausgestandene Angst von der Seele.

Und dann setzt sich einer neben sie und nimmt ihre Hand. Sie weiß natürlich, daß es der Ansas ist, aber sie ist vor Tränen ganz blind. Sie lehnt den Kopf an seine Schulter und sagt immer schluchzend: „Mein Ansuttis, mein Ansaschen, bitte, bitte, tu mir nichts, tu mir nichts.“

Sie weiß, daß er ihr nun nichts mehr tun wird, aber sie kann nicht anders, — sie muß immerzu bitten.

Er zittert am ganzen Leibe, hält ihre Hand fest und sagt ein Mal über das andere:

„Was redest du da nur? Was redest du da nur?“

Sie sagt: „Noch ist es nicht gut. Ehe du es nicht gestehst, ist es noch nicht ganz gut.“

Er sagt: „Ich habe nichts zu gestehen.“

Und sie streichelt seinen Arm und sagt: „Du wirst es schon noch gestehen. Ich weiß, daß du es gestehen wirst.“

Er bleibt immer noch dabei, daß er nichts zu gestehen hat, und sie gibt sich zufrieden. Nur wenn sie daran denkt, daß daheim im Dorf die Busze sitzt und lauert, läuft es ihr ab und zu kalt über den Rücken.

Mit ineinandergelegten Händen gehen sie zu ihrem Tisch zurück und kümmern sich nicht mehr um die Leute, die nicht satt werden können, ihnen nachzusehen.

Und weil nun ringsum die Kaffeetassen verschwunden sind und statt ihrer Biergläser stehen, bestellt sich Ansa auch was bei dem feinen Herrn — aber kein Bier bestellt er, sondern eine Flasche süßen Muskatwein, wie ihn die Litauer lieben.

Und beide trinken und sehen sich an, bis Indre sich ein Herz faßt und ihn fragt: „Mein Ansaschen, was heißt das — eine Madonna?“

„So nennt man die katholische heilige Jungfrau“, sagt er.

Sie zieht die Lippen hoch und sagt verächtlich: „Wenns weiter nichts ist.“ Denn die Neidischen, die sie ärgern wollten, haben sie schon als Mädchen so genannt, und sie ist stets eine fromme Lutheranerin gewesen.

Und sie trinken immer noch mehr, und Indre fühlt, daß sie rote Backen bekommt, und weiß sich vor Fröhlichkeit gar nicht zu lassen.

Da plötzlich fällt dem Ansa ein: „O Gott — die Eisenbahn! Und die Uhr ist gleich sechse!“

Er ruft den feinen Herrn herbei und bezahlt mit zwei harten Talern. Dann fragt er noch nach dem kürzesten Weg zum Bahnhof. Aber wie sie nun eilends dorthin laufen wollen, ergibt es sich, daß sie nicht mehr ganz gerade stehen können.

Die Leute lachen hinter ihnen her, und die Dame am Nebentisch sagt bedauernd: „Daß diese Litauer sich doch immer betrinken müssen.“ Hätte sie gewußt, was hier gefeiert wird, so hätte sie's wohl nicht gesagt.“

## An die Heimat

Heimat! Nun der Frühling naht,  
laß mich deines Segens fromm gedenken  
und zum Torweg und zum Wiesenpfad  
meiner Sehnsucht schwanke Schritte lenken!  
Laß mich schauen, ob der Hähnenfuß  
und die Primeln aufgegangen sind,  
und verzeihe, wenn bei ihrem Gruß  
aus den Augen mir die Träne rinnt.  
Heimat! Diese Zeit will harte Seelen  
und wir sind hart; denn du schufst uns so,  
du gabst uns die Kraft, uns zu zerquälen,  
und aus Qualen machtest du uns froh.  
Unsre Hand ist schwielig und zur Tat bereit,  
und wenn unser Pflug an Steine dröhnt,  
lachen wir und tragen sie beiseit!  
deine Erde hat uns dran gewöhnt,  
Heimat!

Heimat! Schickst du uns auf Wanderschaft?  
Läßt uns fremden Lenzes Wunder schauen?  
Und daheim quillt schon der Birkensalt,  
und der Kiebitz schwenkt sich hoch im Blauen.  
Ach, was soll uns hier der Blütenrausch,  
der in tausend Farben ringsher gleist!  
Um den Frostwind geb ich ihn in Tausch,  
der daheim auf kahlen Ebenen kreist.  
Heimat, schmückst du dich mit neuem Kleide?  
Ist's auch kärglich nur, wie ist es schön!  
Talwärts blüht der Raps wie gelbe Seide,  
und Weißdornbusch blüht auf den Höhen.  
Grüne Schutzwehr bietet der Jasmin  
um das Trümmerwerk des Erdegrunds,  
doch der Storch, der kam, muß weiterziehn.  
Wann wirst du ihm Obdach baun — und uns,  
Heimat?

Heimat, segne unsre Wiederkehr!  
Segne unsre blutgetränkten Äcker!  
Und den Mauern, die nun schwarz und leer,  
schenk vom Flammentode den Erwecker,  
der dem Dach die Richtfestkrone bringt,  
Hausrat hobelt und die Wände weißt,  
daß, wenn einst der Friede niedersinkt,  
uns dein Mutterblick willkommen heißt!  
Heimat! Haben wir um dich gelitten,  
schweigend taten wir's und ohne Prunk;  
steif im Nacken sind wir und erbitten  
keines Nachruhms eitle Würdigung.  
Helden mag man andere heißen,  
wir sind Pflichtvolk, wir sind Preußen,  
das ist uns genug an Wert.  
Gebt uns wieder Haus und Hof und Herd!  
Schlagt uns Balken, brennt uns Steine!  
Wir begehren nur das eine:  
Heimat!

Geschrieben im ersten Weltkrieg nach dem Einfall  
der Russen in Ostpreußen.